

Predigt über Markus 3,31-35
13. Sonntag nach Trinitatis
Gundorfer Kirche, 10. September 2017

*Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und unserem Herrn Jesus Christus.
Amen*

Erinnern Sie sich noch? Als im Juni Hals über Kopf im Deutschen Bundestag über die sog. „Ehe für alle“ abgestimmt wurde, da wurde sie wieder beschworen: die Familie, die nach christlichem Verständnis angeblich aus miteinander verheirateten Mann und Frau, Vater und Mutter, und deren Kindern zu bestehen hat. So unisono konservative Bundestagsabgeordnete, die katholischen Bischöfe und Teile der evangelischen Kirche. Für gleichgeschlechtliche Beziehungen ist da wenig Platz, und selbst Geschiedene oder Alleinerziehende werden eher als Unglücksfälle des Lebens denn als ein legitimer Lebensentwurf angesehen. Wenn man dann aber nachfragt, worin denn diese Überzeugung gründet oder ob es überhaupt ein einheitliches, biblisch begründetes Familienbild gibt, wird die Sache schon schwieriger. Denn in der Bibel begegnen wir sehr verschiedenen Familienmodellen: von der Großfamilie einschließlich Polygamie angefangen (denken Sie an Abraham, Sarah und Hagar) über das unverheiratete Zusammenleben von Joseph und Maria bis hin zur traditionellen Ehe; von der Möglichkeit der Scheidung bis hin zum strikten Verbot der Trennung. Auffällig ist jedenfalls, dass sich Jesus zu den verschiedenen Möglichkeiten des Zusammenlebens kaum äußert und zum gleichgeschlechtlichen Zusammenleben schon gar nicht. Wenn er aber auf die Familie zu sprechen kommt, dann meist mit einem kritischen Unterton – so auch im Predigttext für den heutigen Sonntag aus dem Markusevangelium. Im Abschnitt zuvor berichtet Markus, dass sich Jesus heftigen Vorwürfen seiner Gegner ausgesetzt sieht: Jesus sei vom Satan besessen. Diese Unterstellung weist Jesus entschieden als böswillig zurück und bezeichnet sie als „*Sünde wider den Heiligen Geist*“. Damit will er zum Ausdruck bringen, dass seine Gegner weit größere Schuld auf sich laden, als sie ihm vorwerfen. Das provoziert seine Gegner zu dem abschließenden Urteil: Er ist von Sinnen! Er ist verrückt! Heute würden wir sagen: Er hat einen Sprung in der Schüssel! Eine Auflösung des Konfliktes wird im Markusevangelium nicht geschildert, wohl aber schließt sich ein Szenenwechsel an – und damit sind wir dann beim Predigttext aus dem 3. Kapitel des Markusevangeliums:

31 Und es kamen seine Mutter und seine Brüder und standen draußen, schickten zu ihm und ließen ihn rufen. 32 Und das Volk saß um ihn. Und sie sprachen zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder und deine Schwestern draußen fragen nach dir. 33 Und er antwortete ihnen und sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder? 34

Und er sah ringsum auf die, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder! 35 Denn wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.

Markus 3,31-35

Die Tonlage ist gespannt. Denn es ist nichts zu spüren von Familienidylle oder einem Rückzug Jesu ins Refugium seiner Ursprungsfamilie – so, wie wir uns das vor allem an Weihnachten wünschen: die Familie als Hort von Beheimatung, Ruhe, Frieden. Doch hier schlägt uns eine Atmosphäre entgegen, die nichts von „Heiliger Familie“ ahnen lässt. Vielmehr scheint sich das fortzusetzen und zu verfestigen, was sich beim 12-jährigen Jesus schon angedeutet hatte. Damals riss sich Jesus in Jerusalem einfach von seinen Eltern los und rannte in den Tempel. Verzweifelt suchten die Eltern ihn. Als sie ihn fanden, überschütteten sie ihn mit Vorwürfen: Wie kannst du uns das antun? Im Predigttext entpuppt sich Jesus als eigensinniger, streitbarer junger Mann, der mit seiner Mutter und seinen Geschwistern nicht mehr viel im Sinn zu haben scheint.

Wir sollten diese Szene einfach auf uns wirken lassen, um zu ermessen, was sich hier eigentlich abspielt. Da sitzt Jesus inmitten seiner Zuhörer/innenschaft – ein buntgemischter Haufen verwegener Gestalten, kritisch beäugt von den Vertretern des Establishments, denen Jesus gerade die Stirn geboten hatte. Die eigene Familie aber hat sich abgesondert – aus Scham, aus Angst? Wir erfahren es nicht. Aber Vermutungen lassen den Schluss zu, dass auf der einen Seite die Familie Jesu tief verunsichert ist über den Sprößling, seine Unerschrockenheit, seine Schärfe, seine Konsequenz. Auf der anderen Seite herrscht pure Angst. Offensichtlich wollen Maria und die Geschwister Jesu nicht in die sich abzeichnenden Schwierigkeiten einbezogen werden. Unausgesprochen stehen vorwurfsvolle Fragen im Raum: Kann Jesus nicht Rücksicht nehmen auf seine Mutter, seine Geschwister? Kann er nicht etwas diplomatischer auftreten? Gilt für ihn nicht das 4. Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren?

Doch selbst wollten die Familienangehörigen Jesus nicht mit diesen Fragen konfrontieren. Sie befürchteten wohl eine deutliche Abfuhr. Dieser Peinlichkeit wollten sie sich nicht aussetzen. Also schicken sie einen Freund zu Jesus, um ihn an seine Familienpflichten zu erinnern:

Siehe, deine Mutter und deine Brüder und deine Schwestern draußen fragen nach dir. Jesu Antwort hört sich wie eine Bestätigung der Befürchtung der Familie an. Denn kühl fragt er zurück:

Wer ist meine Mutter und meine Brüder?

In diesen Worten spiegelt sich die ganze Entfremdung und Distanz wieder, die sich wie eine Mauer zwischen Jesus und seiner Ursprungsfamilie aufgetan hat. Mehr noch: Jesus und seine Mutter und seine Geschwister leben offensichtlich in unterschiedlichen Welten – so wie wir das aus Familien kennen, wenn sich die Tochter oder der Sohn in eine Sekte, eine andere Glaubenswelt verrannt haben – für Vater, Mutter, Geschwister unerreichbar und selbst jeden Kontakt mit der Familie abbrechend. Ja, diese Szene ist alles andere als anheimelnd. Denn sie deckt einen Wesenszug des Glaubens auf, der allen Religionen innewohnt und dem viele Menschen mit sehr gemischten Gefühlen, vor allem mit Skepsis begegnen. Wir werden mit einem Widerspruch zwischen Vertrauen, das der Glaube ermöglicht, und absoluter Beanspruchung der ganzen Person, die er fordert, zwischen Trost und Fanatismus konfrontiert. Auf die Familienproblematik übertragen bedeutet dies:

- Auf der einen Seite empfinden viele Christen ein wohl geordnetes Familienleben - Vater und Mutter in der Ehe miteinander verbunden, viele Kinder, wohl erzogen - als höchsten Ausdruck christlichen Lebens und als Hort der Stabilität.
- Auf der anderen Seite kann ein ernsthaft geführtes christliches Leben ganz schnell in Konkurrenz treten mit der Familie.

Da denke ich nicht so sehr an diejenigen, die sich in Sekten verirren. Denken wir eher an diejenigen, die sich für ein klösterliches Leben entscheiden, also Keuschheit, Armut, Gehorsam geloben und sich fernab von familiären Bindungen ganz Jesus Christus ausliefern – und viel Gutes tun. Nonnen tragen ja einen Ehering, um anzuzeigen, dass sie eine quasi eheliche, unverbrüchliche Bindung mit Christus eingegangen sind. Denken wir auch an den Zölibat. Die einzige Rechtfertigung für die Ehelosigkeit von Priestern kann ich darin erkennen, dass familiäre Aufgaben von den beruflichen Erfordernissen eines Priesters oder Pfarrers ablenken können. Ich kann mich an manche Situation erinnern, in der ich dachte: Wenn Du jetzt im Zölibat leben würdest, müsstest Du Dir keine Gedanken machen, ob ich meiner Frau und den Kindern noch gerecht werde. Um solchen Konflikten zu entgehen, erscheint der Zölibat durchaus plausibel.

Doch ehe wir uns nun zu lange mit der Sinnhaftigkeit eines mönchischen Lebens oder des Zölibates beschäftigen, sollten wir auf den Fortgang des Predigttextes achten. Jesus will sich nicht als Aussteiger, als Familienfeind, als einer, der von Sinnen ist, in Szene setzen. Vielmehr lenkt er seinen Blick von der eigenen Familie auf uns:

Und er sah ringsum auf die, die um ihn im Kreise saßen

berichtet Markus. Jetzt wendet sich Jesus den Menschen zu, die ihm nicht feindlich gesonnen sind. Sie spricht er direkt an:

Siehe, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder!

um dann fortzufahren:

Denn wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.

Spätestens an dieser Stelle geraten auch wir in den Fokus – und es wird deutlich: Es geht nicht mehr um die Frage, in welcher institutionellen Form wir zusammenleben – Familie, Ehe, Partnerschaft mit oder ohne Trauschein, gleichgeschlechtlich, Großfamilie. Nein entscheidend ist die Frage: Wie, in welchem Geist gestalten wir unser Leben, auch das familiäre Zusammenleben? Wie also werden wir dem gerecht, was Jesus „*Wille Gottes*“ nennt?

Doch löst diese Frage eine weitere aus: Können wir Menschen den „*Willen Gottes*“ bestimmen, ohne der Gefahr zu erliegen, diesen mit unseren Wünschen und Vorstellungen gleichzusetzen oder zu verwechseln und so in einen wie auch immer gearteten Fundamentalismus zu geraten? Vielleicht erinnern sich die Älteren unter uns noch an die Losung der Weltkirchenkonferenz in Amsterdam im Jahr 1948, also unmittelbar nach dem Ende des katastrophal schrecklichen 2. Weltkrieges. Da hieß es

Krieg darf nach Gottes Willen nicht sein!

Wie viele Menschen sind aber genau in dem Bewusstsein in den Krieg gezogen, den Willen Gottes zu erfüllen, und tun es heute wieder? Oder wenn behauptet wird, dass das gleichgeschlechtliche Zusammenleben oder Sex vor der Ehe nicht dem Willen Gottes entspricht? Wir erleben derzeit in unserer Landeskirche den Konflikt. Da wird dem Diakon Jens Ullrich (er war vor 20 Jahren an der Thomaskirche tätig) die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in Aue untersagt, weil er in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung lebt. Gott aber fordere die Polarität von Mann und Frau und Homosexualität sei gegen den Willen Gottes, behaupten die Kirchvorstände, die diesen Skandal zu verantworten haben. Doch wissen wir das so genau, was dem Willen Gottes entspricht und was nicht? Und wer bestimmt darüber?

Da ist er dann: der Familienstreit, der nicht selten zu Zerwürfnissen, zu tiefen Rissen in der Familie Kirche führt. Damit kommt aber das Gegenteil dessen zum Vorschein, was eigentlich Familie ausmachen soll: Geborgenheit, gegenseitiges Verständnis, Zusammenhalt – und die Möglichkeit der Rückkehr der verlorenen Söhne und Töchter. Gibt es aus diesem Dilemma einen Ausweg? Ein Blick auf das Evangelium für den heutigen Sonntag kann uns weiterhelfen (Lukas 10,25-37). Da wird Jesus von einem klugen Menschen gefragt:

Was muss ich tun, um das ewige Leben zu ererben?

Jesus lässt den Fragesteller sein Anliegen mit dem Doppelgebot der Liebe selbst beantworten: Gott lieben und den Nächsten wie sich selbst. Aber sofort steht die nächste Frage an: Wer ist denn mein Nächster? Als Antwort erzählt Jesus das berühmte Gleichnis vom barmherzigen Samariter. In diesem Gleichnis grübelt der glaubensferne Samariter nicht lange darüber, was denn nun Gottes Wille eher entspricht: zur Kirche zu gehen, seinen Verpflichtungen nachzukommen (das waren wahrscheinlich die Überlegungen des Priesters und des Leviten) oder einem schwer verletzten Menschen zu helfen? Der Samariter lässt sich

von dem in Not geratenen Menschen beanspruchen und hilft – übrigens ohne sich zu überfordern. Er nimmt den Wirt für die weitere Versorgung des Verletzten in Anspruch. Damit erfüllt der Samariter Gottes Willen, ohne vorher danach zu fragen, was das ist, der Wille Gottes.

Was wir da erfahren können? Gottes Willen tun, setzt voraus, dass wir uns nicht einzwängen lassen in ein Korsett von Normen, Regeln, Verhaltensweisen, die wir uns mühsam aneignen und dann pedantisch zu erfüllen versuchen und vor allem damit beschäftigt sind darauf zu achten, dass andere diese einhalten. Wer Gottes Willen gerecht werden will, benötigt vor allem ein Sensorium für das Notwendige. Er muss Menschen nahe an sich herankommen lassen – unabhängig von familiären Bindungen – so wie sich in den vergangenen zwei Jahren Hunderttausende Bürgerinnen und Bürger in unserem Land Geflüchtete haben nahe kommen lassen. Wir merken hoffentlich: Alle Regeln, alle Institutionen, alle Richtigkeiten nutzen gar nichts, wenn wir sie nicht im entscheidenden Moment anwenden. Einen solchen Moment aber können wir nicht planen. Darum hat sich Jesus vom Korsett seiner Familie befreit; darum gesellt er sich zu denen, die seiner Menschennähe bedürfen; darum erklärt diese Menschen zu seiner Mutter, seinen Geschwistern; darum aber lässt er sich auch von denen nicht total vereinnahmen.

Das hat weitreichende Konsequenzen für unser Verständnis von Kirche: Kirche ist keine in sich abgeschlossene Gemeinschaft, keine klar geordnete Familie: Vater, Mutter, Kind mit einer entsprechenden autoritären Hierarchie. Kirche ist die sich ständig wandelnde Gemeinschaft derer, die sich beauftragen und beanspruchen lassen – auch wenn sie nicht, nicht mehr oder noch nicht dazu gehören. Nur in diesem Sinn können wir auch im Blick auf die Kirche von „Familie“ sprechen. Kirche lebt nicht von Ausschlusskriterien: Wer darf dazu gehören und wer nicht. Kirche lebt von Inklusion, von Einladung, von offenen Türen – eben davon, dass wir den Menschen nahe sind und in diesem Tun den Gottes Willen erkennen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als all unsere Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Christian Wolff, Pfarrer i.R.

info@wolff-christian.de

www.wolff-christian.de